

DOMUS DOMINI

| Ein Beitrag für die Weltausstellung

Von Michael Brandt

Die Anfrage war reizvoll, für den Leiter eines Dom-Museums aber höchst ungewöhnlich. Ein Beitrag für die Weltausstellung in Hannover sollte erarbeitet werden, ein Beitrag, mit dem die Deutsche Bischofskonferenz und die Evangelische Kirche in Deutschland das gemeinsame Christliche Grundanliegen im Rahmen dieser „Expo 2000“ veranschaulichen wollten. Insofern ging es dann doch um Vertrautes: Die jeder Museumsarbeit innewohnende Aufgabe nämlich, eine Idee Gestalt werden zu lassen, um auf diese Weise das damit verbundene Anliegen zu vermitteln. Doch die ersten tastenden Versuche im Vorfeld waren, bei allem ernsthaften Bemühen um eine Auseinandersetzung mit dem Rahmenthema „Mensch-Natur-Technik“, eher theoretischer Natur, so dass man den Eindruck gewinnen konnte, es ginge lediglich darum, den kritischen Diskurs über die Herausforderungen des anbrechenden Jahrtausends zu visualisieren. Die eigenständige Kraft der Bilder schien demgegenüber von untergeordneter Bedeutung. Dabei waren es schließlich – wie so oft – die eigenwilligen Imaginationen der Architektur und die verblüffenden Inszenierungen im Innern der Pavillons, von denen sich die Besucher der Weltausstellung faszinieren ließen, und deretwegen sie überhaupt nach Hannover kamen.

Religion war – so das Ergebnis einer im Vorfeld unserer Planung im Auftrag gegebenen Studie – schon immer ein gewichtiger Bestandteil von Weltausstellungen, sei es als Gestaltungselement und Medium nationaler Repräsentation, als Metapher zur Symbolisierung der hier versammelten Weltgemeinschaft oder zur Selbstdarstellung und Mission. Auch auf der Weltausstellung in Hannover stieß man immer wieder auf Religiöses. Das hatte sicher auch mit dem Thema dieser Expo zu tun, die sich das ambitionierte Ziel gesetzt hatte, Lösungen für die Probleme der Zivilisation im 21. Jahrhundert aufzuzeigen. In diesem Zusammenhang ist die Religion in besonderem Maße gefordert.

Gerade sie hat den Anspruch, grundlegende Bedürfnisse der Menschheit nach Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung zu verkörpern.

Schon im sogenannten Themenpark, der vordringlich konkrete Problemlösungen aufzuzeigen versuchte, wurde Religion evoziert. Wenn man dort etwa die Frage aufgeworfen hat, wieso das Paradies dem Menschen nicht erreichbar ist. Wenn die Besucher den Turm zu Babel durchschreiten mussten und schließlich auf die gesellschaftspolitische Wichtigkeit von Utopien und Visionen verwiesen wurden. Im deutschen Pavillon nahmen allein drei Bundesländer Bezug auf religiöse Inhalte, darunter Sachsen-Anhalt mit einer reliquienartig eingehausten Kanzel, auf der Martin Luther gepredigt hat. Herzstück des tschechischen Pavillons war die 1:1 Kopie der Reliquienkapelle auf Burg Karlstein, mit der das Land seinen Anspruch auf Zugehörigkeit zum Kern Europas anmeldete. Die Pavillons der beiden Königreiche Nepal und Buthan zitierten die Formensprache religiöser Bauwerke aus ihrem Kulturkreis und brachten damit zum Ausdruck, dass letztlich die Kultur es ist, die Mensch, Natur und Technik miteinander verbindet und im Kern jeder Kultur die Religion. Der Islam war durch den Zentralrat der Muslime in Deutschland sogar mit einem eigenen Pavillon in der Asienhalle vertreten, der auch als Moschee genutzt wurde. Gleich an vier Orten fand man das Christentum. Im Westgelände gab es den üblichen Pavillon des Heiligen Stuhles. Als souveräner Staat gehörte der Vatikanstaat zu den offiziellen Teilnehmern der Expo und erinnerte mit seiner Ausstellung, deren Zentrum das legendäre Mandyllion, die vermeintlich älteste Christusikone, bildete, an das weltweite Eintreten des Pontifex für Menschenrecht und Menschenwürde als konsequente Umsetzung der Botschaft von der Menschwerdung Gottes. Ein weiterer christlicher Beitrag war das von Katholiken und Protestanten der Region gemeinsam betriebene Seelsorgezentrum im zentralen Dienstleistungsbereich der Expo. Der sogenannte Pavillon der Hoffnung von CVJM und freikirchlichen Gruppen schließlich, errichtet in Form eines Wales, hatte sein Angebot ganz auf jugendliche Besucher abgestellt.

Doch nun zu dem Projekt, dem dieser Beitrag gewidmet ist:

Die ersten Überlegungen dazu wurden auf regionaler Ebene getroffen, von denen, vor deren Haustür die Weltausstellung stattfinden sollte und früh schon waren sich Vertreter der evangelischen und katholischen Kirche einig, dass das heraufdämmernde Großereignis für die beiden großen christlichen Konfessionen des Gastgeberlandes eine Herausforderung war. Gemeinsam wollte man sich der Aufgabe stellen, im Jahr 2000 auf den „Ursprung und blei-

benden historischen Bezugspunkt der Zeitenwende zu verweisen, um den Besuchern aus aller Welt die gemeinsame Vision eines auf Glaube, Hoffnung und Liebe gegründeten Lebens in der Welt von Heute vor Augen zu führen“, so das Zitat aus dem sogenannten Themenstatement, das jeder Teilnehmer der Expo einreichen musste, um zu zeigen, wie er sich mit dem Generalthema auseinanderzusetzen dachte. Ob dieses Vorhaben mit einem eigenständigen Beitrag für den geplanten Themenpark umgesetzt werden sollte, etwa durch das Aufzeigen wirtschaftsethischer Orientierungen und Fragestellungen, ob im Rahmen eines interreligiösen Zentrums mitten auf der Expo, ob durch die Errichtung einer gewaltigen Expokirche oder im schlichten Rahmen der um Veranstaltungs- und Ausstellungsräume erweiterten Seelsorgeeinheit der Hannover-Messe, all das schien möglich, ohne dass diese Planspiele – denn mehr waren es zuerst nicht – zu einer abgestimmten Strategie des weiteren Vorgehens geführt hätten. Sogar eine Studienreise in die USA hat es gegeben um in Einrichtungen wie dem Smithsonian-Institut oder dem Disneypark in Florida nach Wegen zu suchen, den christlichen Glauben erlebnishaft und faszinierend zu vermitteln. In dieser Zeit war dann auch schon einmal von dem „religiösen Durchlauferhitzer“ die Rede, den es zu errichten gelte.

Die Frage nach dem Wesenskern dessen wofür man gemeinsam angetreten war, spielte erstaunlich lange eine eher untergeordnete Rolle. Dann bekamen die Dinge eine unerwartete Wendung durch die an Repräsentanten der evangelisch lutherischen Landeskirche Hannovers herangetragene Bitte, Sponsoren für den ins Stocken geratenen Wiederaufbau des alten Zisterzienserklosters Volkenroda mitten in Thüringen zu gewinnen. Genauerhin waren Abt, Prior und Konvent des seit 200 Jahren evangelischen Klosters Loccum angesprochen, dessen Gründung im 12. Jahrhundert von eben diesem Volkenroda ausging. Die dort seit der Wende in zisterziensischem Geist tätige Bruderschaft pietistischer Prägung hatte eine erstaunliche Wiederaufbauleistung erbracht und die erhaltenen Teile der im Bauernkrieg zerstörten und zu Zeiten der kommunistischen Machthaber dem endgültigen Verfall preisgegebene Anlage mit neuem Leben erfüllt, so etwa mit einer Lehrwerkstatt und einem ökologisch orientierten landwirtschaftlichen Betrieb. Faszinierend war vor allem der begonnene Ausbau der Klosterruine in Stahl und Glas. Dieser Ausbau mit diesen Materialien gab dann den Anstoß, mit Industriellen aus dem Bereich der Stahl- und Glasindustrie über ein Sponsoring zu reden, mit dem Ziel eines Dreiecksgeschäftes. Der Industrie sollte Gelegenheit gegeben werden, sich mit einem ungewöhnlichen Bauwerk auf der Expo zu zeigen, zur Nachnutzung in

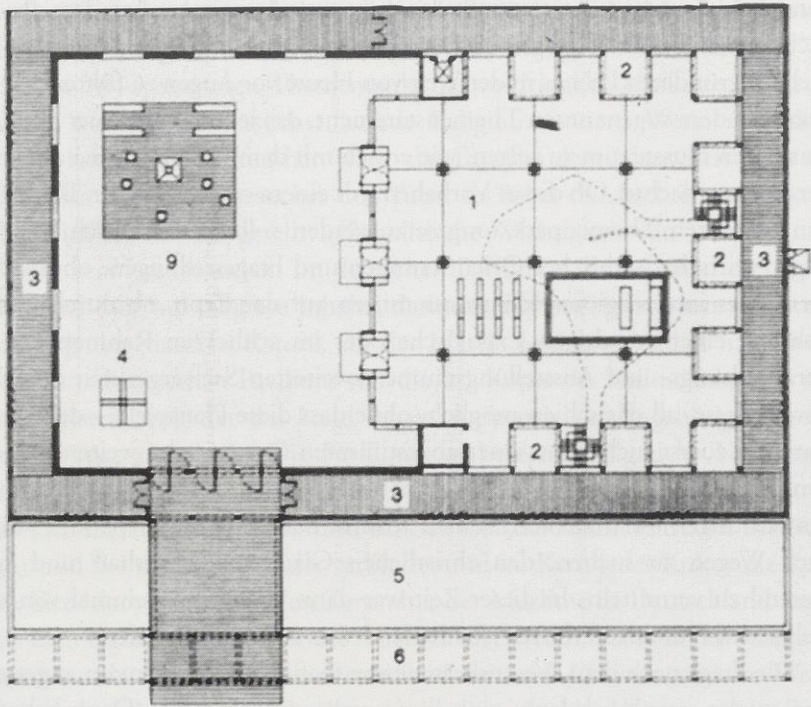


Abb. 1: Christuspavillon, Grundriß

Volkenroda bestimmt, und dazu geeignet, während der Weltausstellung den Beitrag der Kirchen aufzunehmen.

Rasch zeigte sich die Unmöglichkeit, die noch fehlenden Neubauteile zuvor im Kontext der Expo glaubwürdig als Kirchenpavillon zu nutzen, schon gar im Kontext der gewaltigen Baumassen am vorgesehenen Standort, der zentralen Plaza. Es folgte ein begrenzter Wettbewerb, der von Anfang an daran krankte, dass man sich auf Seiten der Auslober nicht freimachen konnte von lieb gewordenen Vorstellungen der Vergangenheit. In den mittelalterlichen Klosterbezirk von Volkenroda sollte es sich einfügen, dieses neue Expo-Projekt und doch eigenständig auf der Expo behaupten. Eine erlebnisorientierte Ausstellung sollte der Neubau aufnehmen, aber über deren Inhalt konnte noch keine Aussage gemacht werden, kurzum: gefordert war die Quadratur des Kreises – und die selbstverständlich in Stahl und Glas.

Der Siegerentwurf von Meinhard von Gerken und Partnern ging die Aufgabe als einziger von einer schlüssigen Grundidee her an und setzte sich in den Details mutig über die laienhaften Vorstellungen der Auftraggeber hinweg.



Abb. 2: Eingangsbereich an der Expoplaza

Ein Zitat des Architekten macht seine Vorstellungen deutlich:

Klar war für uns, dass wir unbedingt eine Kirche bauen wollten und zwar weil wir meinten, dass sich die christliche Religion nur durch diejenige bauliche Semantik auf einer Weltausstellung präsentieren durfte, die über Jahrhunderte symbolische Zeichenfunktion wahrgenommen hatte. Beim Bau einer Kirche geht es darum, aus dem baulichen Aufwand seelischen Gewinn zu erzeugen. Und geplante Sinnhaftigkeit zu manifestieren als eine Gegenposition zu der nahezu vollends auf den Markt bezogenen Formel unserer Gesellschaft: das muss sich rechnen. Uns war klar, dass wir keine Kirche im traditionellen Sinn entwerfen konnten, seinen Sakralcharakter sollte der Bau nicht leugnen, im Gegenteil diesen statt durch mystische Düsternis oder steinerne Wuchtigkeit durch lichte Helligkeit sowie strukturelle Filigranität offenbaren. Auch wenn ein Sakralbau Funktionen zu erfüllen hat, muss er vor allem selbst eine Mission leisten, gebautes Zeichen für das inhaltliche Anliegen sein.

Man könnte den gebauten Pavillon als eine Art heiligen Bezirk charakterisieren. Zum Trubel der Expo-Plaza hin verschaffte ihm ein großer Wassergraben die nötige Distanz. Vorgeschaltet war eine monumentale stählerne „Arkatur“, die die städtebauliche Anbindung an die Baumassen der beiden Nachbargebäude gewährleistete und zugleich der Signalisation im Außen-

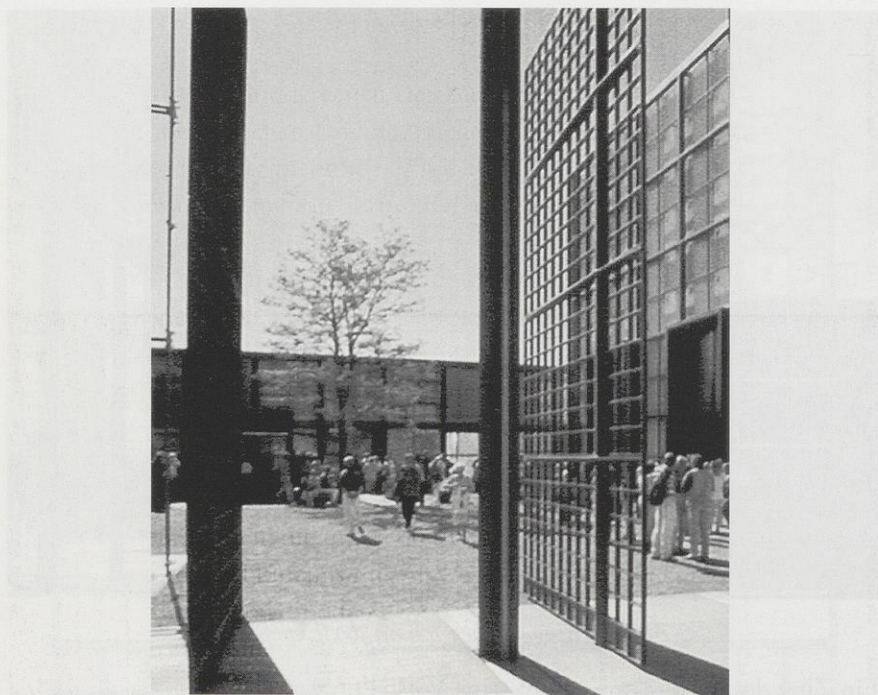


Abb. 3: Blick in den Innenhof

bereich diente. Über eine breite, zum Betreten der Anlage einladende Brücke gelangten die Besucher durch drei Gittertore in den Innenhof, in dem Erfrischungen angeboten wurden und Unterhaltungen der angenehm beiläufigen Art, wie man sie in den Fußgängerzonen großer Städte finden kann. Ein besonderes Erlebnis für die Expobesucher war der hohe gläserne Gang, der die ganze Anlage umschließt. Bei größerem Andrang lenkte er die Besucherscharen, eröffnete mit seinen zahlreichen Durchgängen aber auch immer neue Möglichkeiten, eigene Wege zu gehen. Die Faszination, die von diesem mit dem Zentralbau inzwischen in Volkenroda wiedererrichteten Gang ausgeht und schon neugierig macht, wenn man sich dem Pavillon von Außen nähert, verdankt sich den Materialkollagen in den gläsernen Wänden. Diese eigenwillige Visualisierung des Themas Mensch, Natur, Technik war das einzige Ausstellungselement, das die Architekten ursprünglich zulassen wollten, die ansonsten ganz auf die stimmige Raumwirkung der Architektur als Ausstellungsträger setzten, darin von der gleichen Kompromisslosigkeit wie Peter Zumtor mit seinem Schweizer Pavillon auf der Expo.

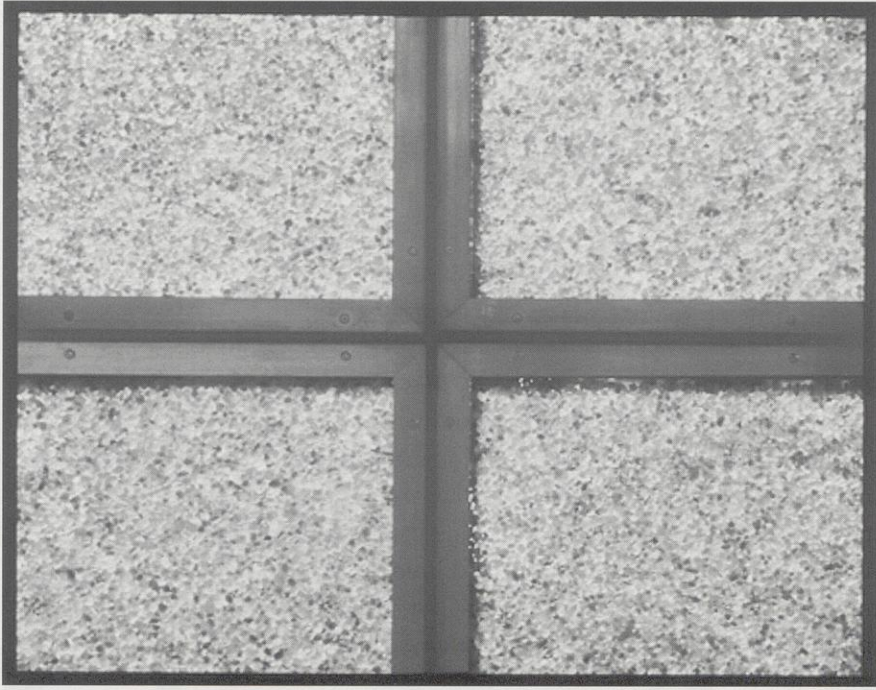


Abb. 4: Umgang, Detail der Füllungen

Didaktisierende Eingriffe in Gerkans schlüssiges Gesamtkonzept, wie etwa der Modellversuch, den Umgang mit einer biblisch orientierten Ausstellung zu versehen (Thema: Wunder) wirkten demgegenüber peinlich. Wiewohl man sie vor dem Hintergrund des Unbehagens verstehen kann, das die Auftraggeber angesichts einer auf den ersten Blick völligen Abwesenheit christlicher Symbolsprache im Pavillon überkam. Auch in den kleinen Kabinetten, die im Ursprungsentwurf der Architekten als völlig leere, den Besucher auf sich selbst zurückwerfende Meditationskammern gedacht waren, sollte der Bau sich jeglicher inhaltlicher Festlegung verweigern, im lichtdurchfluteten großen Zentralraum einzig durch seine Erhabenheit beeindrucken, und im darunterliegenden Raum der Stille wie im Garten eines Zen-Klosters meditative Ruhe ausstrahlen.

Das Ringen darum, diesem Bau im letzten Stadium vor seiner Realisierung eine eindeutige christliche Konnotation zu geben, gehört zu den schwierigsten Wegstrecken auf dem langen Planungsgang. Von Gerkan hatte mangels eindeutiger Nutzungsvorstellungen des seinerzeitigen Auslobers einen eigenen, in sich schlüssigen Entwurf geliefert, dem sich jeder weitere Ausstattungsversuch

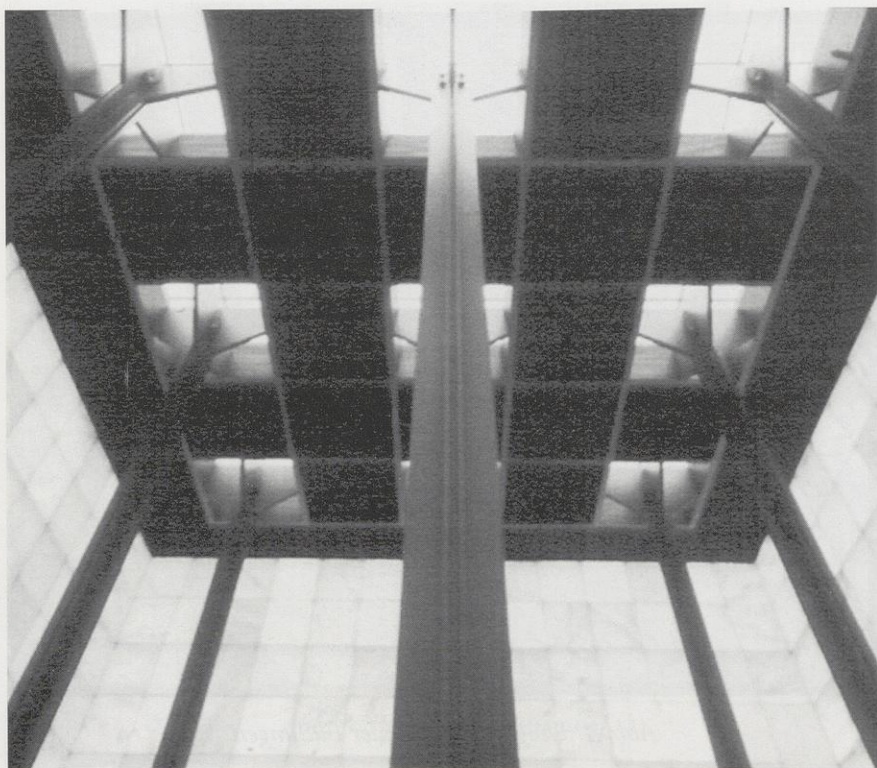


Abb. 5: Sakralraum

nur unterordnen konnte. Und Unterordnen, dass weiß jeder, ist nicht gerade das Leichteste. Den Durchbruch brachte die Erkenntnis, dass man Gerkans Grundgedanken sakral gestimmter Architektur zu Ende denken und den großen Zentralraum tatsächlich als Kirche nutzen musste: *Domus Domini*, eine Kirche mit sonntäglicher Liturgie und stündlichen Gebetszeiten, war die Konsequenz – nicht Ausstellung im Sinne klassischer Expopavillons, sondern Darstellung. Selbstdarstellung aus dem Wesenskern des eigenen Glaubens heraus, dem Gottesdienst und dem Gebet. Dazu bedurfte es eines starken Zeichens, das auch außerhalb der liturgischen Feiern die Bestimmung des Ortes verdeutlichte. Es war ein Glücksfall, ja ich möchte sagen ein Geschenk, dass uns dafür die monumentale Christusfigur aus St. Georg in Köln ausgeliehen wurde, die heute dem Schnütgen-Museum der Stadt Köln gehört. Mit diesem



Abb. 6: Christus-Torso

fast 1000 Jahre alten Torso war dem kompromisslos zeitgenössischen Sakralraum die Dimension der Geschichte eingepflanzt. In dieser dialektischen Spannung stand das monumentale Bildwerk für die überzeitliche Bedeutung dessen, der hier abgebildet ist. Über der Altarinsel aufragend gab es dem Pavillon die zuvor vermisste Verbindlichkeit ohne vereinnahmend zu sein.

Der richtungslos konzipierte Zentralraum blieb vielfältig nutzbar, nicht nur für Gottesdienste, sondern auch für Konzerte, oder auch bloss zum „Auf-tanken“. Erst wenn man genauer hinschaut wird deutlich, dass das vermeintlich konstruktiv bedingte Quadratraster des Pavillons auch als Kreuzzeichen gelesen werden kann, das als Leitmotiv den ganzen Bau durchzieht. In dieser Zuordnung und in der Bezogenheit auf den Christus-Torso im Zentralraum konnten die in die gläsernen Kreuzgangwände eingelassenen Gegenstände

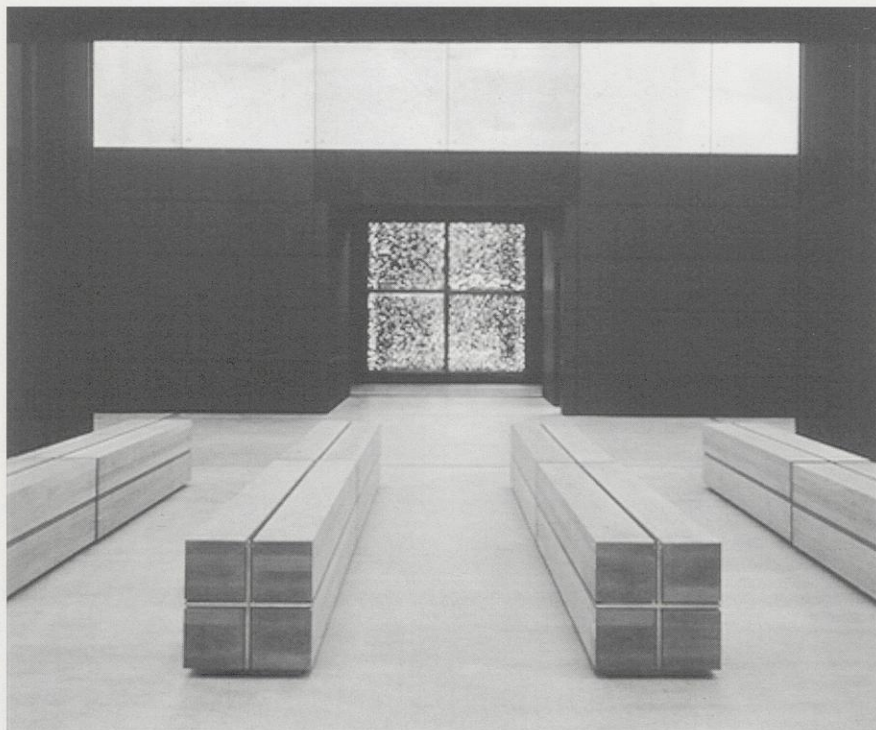


Abb. 7: Blick aus dem Sakralraum in den Umgang

auch anders gelesen werden als eine lediglich spielerisch und zufällig angelegte Paraphrase des Exophemas „Mensch, Natur, Technik“. So gesehen verweisen sie darauf, dass diese Welt Schöpfung ist, in der sich Kirche im doppelten Sinn des Wortes zu verwirklichen hat.

Als Zwischenzone zwischen den Materialkollagen des äußeren Umgangs und dem Sakralraum im Zentrum nahm die Folge von 3 x 3 Kabinetten im ausgeführten Entwurf eine Ausstellung auf, die erlebnishaft und interaktiv auf eine völlig andere Art geworden ist, als von einigen Mitstreitern anfänglich intendiert. Realisiert wurde sie von einem Volkskundler, dem Schweizer Thomas Hengartner in Zusammenarbeit mit Architekt und Auftraggeber. 3 x 3 Kabinette umziehen den großen zentralen Sakralraum, und jede Dreiergruppe wurde unter eine thematische Klammer gestellt. Zu Beginn des Rundgangs ging es

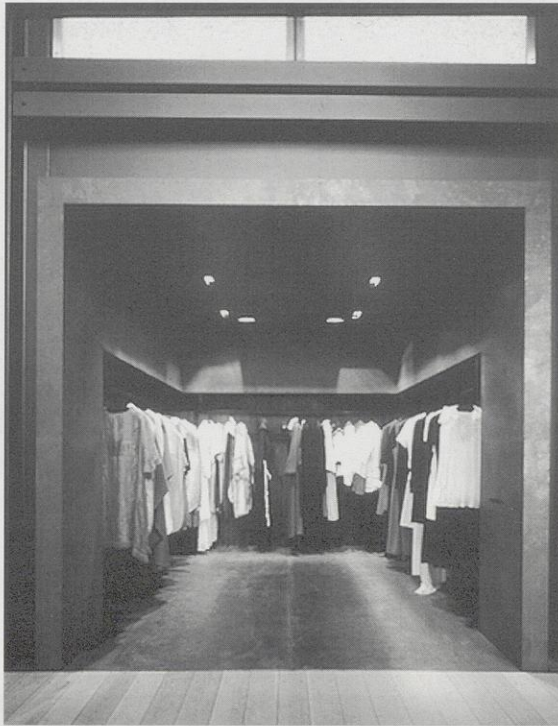


Abb. 8: Ausstellungskabinett

um das Thema „Religion als sinnliche Wahrnehmung“ mit den drei Aspekten Musik, Licht und Farbe. Die folgenden drei Räume riefen die kulturprägende Kraft des Christentums in Erinnerung am Beispiel von Bildern, Bauten und Büchern. Und in den abschließenden drei Kabinetten wurde religiöses Handeln aufgezeigt, mit den Themen Eucharistie, Diakonie und Gelebte Gemeinschaft.

Durchquerte man abschließend noch einmal den großen Zentralraum, so gelangte man von dort, wenn man mochte, über zwei Treppenhäuser in den unterirdisch angelegten „Raum der Stille“, den am Ende doch zwei Kunstwerke akzentuiert haben: Eine 800 Jahre alte Mosaik-Ikone des Erlösers mit der griechischen Aufschrift „Jesus Christus unser Erbarmer“ war eigentlich nur als ein Zeichen der Verbundenheit mit den Kirchen des Ostens in diesem



Abb. 9: Christus-Ikone im Raum der Stille

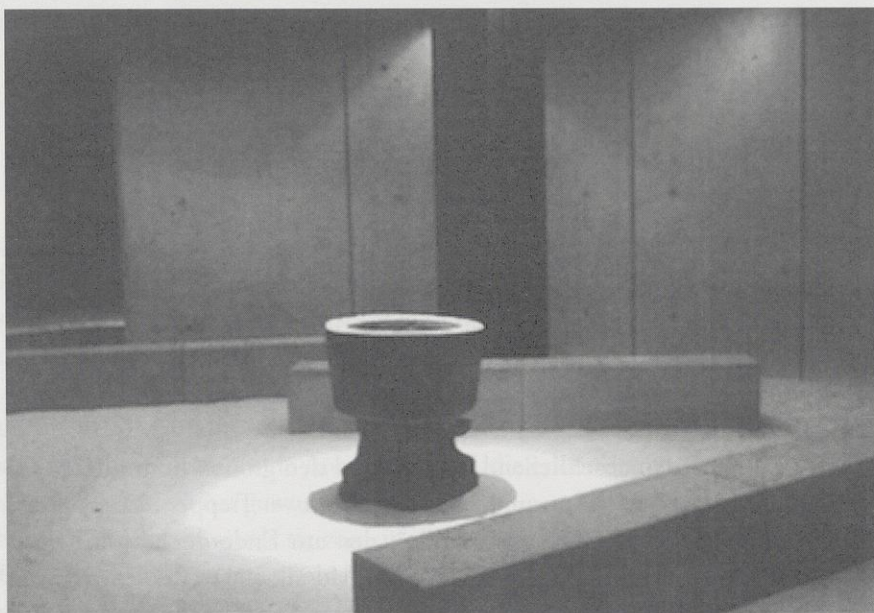


Abb. 10: Taufstein im Raum der Stille

christlichen Pavillon gedacht. Die Expo war indessen kaum eröffnet, als schon die ersten Blumen unter dem Christusbild lagen und eine brennende Kerze dort stand.

Das Zentrum des Raumes beherrschte ein schlichtes romanisches Taufbecken, eine Leihgabe der Berliner Museen, wie die Ikone. Gedacht war es als symbolischer Grundstein dieser im Geist ökumenischer Gemeinschaft konzipierten Anlage, als Erinnerung an die Taufe, die alle Christen auf ihren gemeinsamen Ursprung verweist. Auch in diesem Fall blieb es nicht beim bloßen Zeichen: es wurden Kinder hier getauft. Und wie konnte dieser Pavillon seinem Anspruch, eine Mission zu leisten, gebautes Zeichen für das inhaltliche Anliegen der Glaubensverkündigung zu sein, eigentlich schöner gerecht werden, als auf diese Weise.